

Leonora Carrington

Das Hörrohr

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 901 der Bibliothek Suhrkamp

Leonora Carrington, geborene Engländerin, die 1937 als junge Kunststudentin Max Ernst nach Paris folgte, dort als Malerin und Schriftstellerin zur Gruppe der Surrealisten gehörte, im Krieg nach Spanien, später nach den USA floh und sich schließlich in Mexiko niederließ, genießt als Malerin bedeutenden Ruf. Die Schriftstellerin wird seit einigen Jahren von neuem entdeckt: als »Klassikerin« der phantastischen Literatur. Wie Lewis Carroll und Flann O'Brien hat Leonora Carrington ihren wachsenden Kreis von Bewunderern und Kennern.

»Leonora Carringtons Roman bezieht seine stille Brisanz aus jener unio mystica des Ungewöhnlichen, das Lautréamont in der Begegnung von Nähmaschine und Regenschirm auf einem Seziertisch hat Bild werden lassen. Es hat zu tun mit Anarchie und der Rebellion von Traum und Poesie gegen die Allmacht der Logik.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Leonora Carrington
Das Hörrohr

Roman
Aus dem Englischen von
Tilman Spengler

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe: *The Hearing Trumpet*
© 1974 by Editions Flammarion Paris

Erste Auflage 2019

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24209-4

Das Hörrohr

Als Carmella mir ein Hörrohr zum Geschenk machte, hätte sie wohl einige der Konsequenzen vorausahnen können. Carmella ist nicht eigentlich boshaft, sie hat nur einen etwas ausgefallenen Sinn für Humor. Das Hörrohr war schon ein prächtiges Exemplar, nicht eigentlich modern, dafür außergewöhnlich hübsch, verziert mit Motiven aus Silber und Perlmutter und großzügig wie ein Büffelhorn gebogen. Schönheit war jedoch nicht sein einziger Vorzug; das Hörrohr verstärkte Geräusche derart, daß selbst eine gewöhnliche Unterhaltung für meine Ohren ganz verständlich wurde.

Hier muß ich nun sagen, daß nicht alle meine Sinne altersschwach sind. Meine Augen sind noch ausgezeichnet, obwohl ich eine Brille zum Lesen benutze, wenn ich lese, was ich eigentlich fast nie mache. Zugegeben, das Rheuma hat meine Knochen etwas gebeugt. Doch das hindert mich nicht, bei heiterem Wetter spazieren zu gehen und einmal in der Woche, am Donnerstag, mein Zimmer auszufegen, eine körperliche Übung, die nützlich und zugleich erbaulich ist. Hier darf ich hinzufügen, daß ich mich immer noch als ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft betrachte und, wie ich glaube, angenehm und unterhaltend bin, wenn der Anlaß danach ist. Daß ich keine Zähne mehr habe und nie eine Prothese tragen konnte, stört mich nicht im geringsten. Ich brauche niemanden zu beißen, und es gibt alle möglichen weichen Nahrungsmittel, die bequem erhältlich und dem Magen bekömmlich sind. Zermanschter Gemüsebrei, in warmes Wasser getunkte Schokolade und aufgeweichtes Brot

bilden den Grundstock meiner einfachen Kost. Fleisch esse ich nie, denn ich halte es für falsch, Tieren das Leben zu nehmen, wo sie ohnehin so schwer zu kauen sind.

Ich bin jetzt zweiundneunzig und lebe seit ungefähr fünfzehn Jahren mit meinem Sohn und seiner Familie zusammen. Unser Haus liegt in einem Villenviertel, in England würde man von einer Doppelhaushälfte mit kleinem Garten reden. Wie man es hier bezeichnet, weiß ich nicht, wahrscheinlich mit einem spanischen Ausdruck für »geräumige Villa mit Park«. Das stimmt jedoch nicht, das Haus ist nicht geräumig, es ist eng und nichts ähnelt auch nur entfernt einem Park. Es gibt jedoch einen netten Hinterhof, den ich mit meinen beiden Katzen, einer Henne, der Magd und ihren beiden Kindern, einigen Fliegen und einer Agave teile.

Es ist sehr angenehm, daß mein Zimmer auf den hübschen Hof hinausführt, wobei keine Stufen zu bewältigen sind – ich brauche nur die Tür zu öffnen, um mich bei Nacht an den Sternen oder an der frühen Morgensonne zu erfreuen. Das ist freilich die einzige Offenbarung des Sonnenlichtes, die ich ertragen kann. Das Dienstmädchen Rosina ist eine Indianerin. Sie hat einen mürrischen Charakter und scheint im allgemeinen alle anderen Menschen abzulehnen. Mich zählt sie wohl nicht zur Kategorie Mensch, daher ist unser Verhältnis nicht unerfreulich. Die Agave, die Fliegen und ich sind Dinge, die zum Hinterhof gehören, wir sind Bestandteile der Landschaft und als solche hingenommen. Die Katzen stehen auf einem anderen Blatt. Ihre Individualität bringt Rosina zu Anfällen von Entzücken oder Wut, je nach ihrer augenblicklichen Stimmung. Mit den Katzen spricht sie, mit ihren Kindern nie, dennoch hat sie sie wohl auf ihre Art gern.

Ich habe dieses Land nie verstehen können und fürchte nun langsam, daß ich nie wieder in den Norden zurückkehren werde, nie wieder von hier fortkomme. Aber ich darf die Hoffnung nicht aufgeben, Wunder können geschehen und geschehen sogar oft. Für die meisten Menschen sind fünfzig Jahre eine lange Zeit, um ein Land zu besuchen; immerhin ist das oft mehr als ein halbes Leben. Doch für mich bedeuten fünfzig Jahre nur einen Zeitraum, den ich an einem Ort verbracht habe, an dem ich in Wirklichkeit überhaupt nicht sein wollte. Seit den letzten fünfundvierzig Jahren versuche ich, von hier fortzukommen. Aus irgendeinem Grund ist es mir nie gelungen, vielleicht gibt es einen Zauberbann, der mich in diesem Land festhält. Irgendwann werde ich wohl herausfinden, warum ich hier so lange geblieben bin, wiewohl ich glücklich von Rentieren und Schnee, Kirschbäumen, Wiesen und Drosselgesang träume.

England steht nicht immer im Mittelpunkt dieser Träume. Ich habe eigentlich keine besondere Lust, mich in England niederzulassen, obwohl ich meine Mutter in London besuchen muß. Sie wird allmählich alt, auch wenn sie sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. Zumindest vom biblischen Standpunkt aus gesehen, sind hundertzehn Jahre kein so sehr hohes Alter. Der Diener meiner Mutter, Margrave, der mir immer Ansichtskarten vom Buckingham-Palast schickt, schreibt mir, sie sei noch sehr flink in ihrem Rollstuhl. Wie freilich jemand in einem Rollstuhl flink sein kann, kann ich mir nicht vorstellen. Er sagt, sie sei fast blind, trage aber keinen Bart, was eine Anspielung auf eine Fotografie von mir sein muß, die ich letztes Jahr als Weihnachtsgeschenk übersandte.

In der Tat habe ich einen kurzen grauen Bart, den

konventionelle Menschen abstoßend finden würden. Ich persönlich finde ihn eher stattlich.

In England wäre ich nur ein paar Wochen, und dann würde ich endlich in den Traum meines Lebens eintauchen und nach Lappland fahren, um mich dort von Hunden, dickpelzigen Hunden, in einem Fuhrwerk ziehen zu lassen.

Ich schweife ab, doch denken Sie nicht, mein Geist wandere durch die Gegend. Er wandert immer nur soweit, wie ich ihn haben will.

Ich lebe also bei meinem Galahad, meistens im Hinterhof. Galahad hat eine ziemlich große Familie und ist keineswegs reich. Er lebt von einem kleinen Einkommen, das Konsulatsbeamten gezahlt wird, solchen, die nicht wirklich Botschafter sind. (Denen zahlen ihre Regierungen, wie ich höre, ein großzügigeres Gehalt.) Galahad ist mit der Tochter des Leiters einer Zementfabrik verheiratet. Sie heißt Muriel und ihre Eltern sind beide Engländer. Muriel hat fünf Kinder, der Jüngste lebt noch hier mit uns zusammen. Robert ist fünfundzwanzig und noch unverheiratet. Er hat keinen angenehmen Charakter und war schon als Kind unfreundlich zu Katzen. Außerdem fährt er auf einem Motorrad herum und hat uns mit einem Fernsehapparat beglückt. Seit dieser Zeit sind meine Besuche in den vorderen Regionen des Hauses zunehmend seltener geworden. Wann immer ich dort auftauche, ist es, wenn ich so sagen darf, mehr in der Form einer Erscheinung. Dies scheint dem Rest der Familie eine gewisse Erleichterung zu verschaffen, da meine Tischmanieren ziemlich unkonventionell geworden sind. Mit dem Alter wird man den Eigenheiten der anderen gegenüber etwas weniger feinfühlig; so hätte ich mit vierzig noch gezögert, in einer überfüllten Straßen-

bahn oder im Bus eine Apfelsine zu essen, heute würde ich nicht nur ohne Skrupel Orangen verzehren, sondern ohne Erröten in jedem beliebigen öffentlichen Fahrzeug eine ganze Mahlzeit, und diese sogar mit einem Glas Portwein hinunterspülen, den ich mir ab und zu als etwas Besonderes gönne.

Dennoch, ich mache mich nützlich und helfe in der Küche, die direkt neben meinem Zimmer liegt. Ich putze Gemüse, füttere die Hühner und – wie ich bereits erwähnt habe – ergehe mich in anderen stürmischen Aktivitäten, wie donnerstags mein Zimmer auszufegen. Ich bereite niemandem Mühe und halte mich sauber, ohne von anderen Hilfe zu erwarten.

Jede Woche bringt eine Reihe sanfter Freuden; jede Nacht, bei schönem Wetter, den Himmel, die Sterne und den zu- und abnehmenden Mond. Wenn es das Wetter erlaubt, besuche ich montags meine Freundin Carmella, die zwei Straßenzüge weiter wohnt. Sie lebt in einem sehr kleinen Haus zusammen mit ihrer Nichte, die, obwohl Spanierin, Kuchen für ein schwedisches Teehaus backt. Carmella führt ein angenehmes Leben und ist wirklich sehr intellektuell. Bücher liest sie mittels einer eleganten Lorgnette, und anders als ich murmelt sie kaum einmal vor sich hin. Sie strickt raffinierte Pullover, doch die größte Freude ihres Lebens ist das Briefeschreiben. Carmella schreibt Briefe an Menschen auf der ganzen Welt, Menschen, die sie nie gesehen hat. Und sie unterschreibt mit den verschiedensten romantischen Namen, jedoch nie mit ihrem eigenen. Anonyme Briefe würde Carmella verachten, und natürlich wären sie auch unpraktisch, denn wer kann einen Brief beantworten, an dessen Ende keine Unterschrift steht? Diese wundervollen Briefe, in Carmellas zarter Handschrift niederge-

schrieben, fliegen auf himmlische Weise, auf dem Luftweg, davon. Nie schreibt jemand zurück. Das ist die wirklich unverständliche Seite der Menschheit, nie haben die Leute für irgend etwas Zeit.

An einem schönen Montag begab ich mich also zu meinem gewohnten Besuch bei Carmella, die mich sogar schon an der Türschwelle erwartete. Da sie ihre Perücke vergessen hatte, erkannte ich gleich, daß sie sich in einem Zustand hoher Erregung befand. Carmella hat eine Glatze. Unter gewöhnlichen Umständen würde sie nie ohne Perücke auf die Straße gehen, sie ist nämlich ziemlich eitel. Ihre rote Perücke ist eine Art königliche Reverenz an ihr schon vor langer Zeit verlorenes Haar, das, wenn ich mich recht erinnere, fast so rot war, wie ihre Perücke jetzt. An diesem Montag jedoch war Carmella ihrer gewöhnlichen Pracht entkleidet. Sie murmelte auch erregt vor sich hin, was sonst ebenfalls nicht ihre Art ist. Ich hatte ihr ein Ei mitgebracht, das die Henne an diesem Morgen gelegt hatte. Als Carmella meinen Arm ergriff, fiel es zu Boden. Das war nun wirklich sehr bedauerlich, da man das Ei nicht wieder kitten konnte.

»Marian, ich habe schon auf dich gewartet, du kommst zwanzig Minuten zu spät«, sagte sie, ohne auf das zerbrochene Ei zu achten. »Eines Tages wirst du überhaupt vergessen zu kommen.« Ihre Stimme klang wie ein dünnes Pfeifen, und ich kann ihre Worte auch nur ungefähr wiedergeben, da ich sie ja kaum hörte. Sie zog mich ins Haus, und nach mehreren vergeblichen Anläufen gab sie mir zu verstehen, daß sie ein Geschenk für mich hätte: »Ein Geschenk! Ein Geschenk! Ein Geschenk!« Carmella hatte mir des öfteren Geschenke gemacht, manchmal waren sie gestrickt, manchmal eßbar,

doch noch nie hatte ich sie so aufgeregter erlebt. Als sie das Hörrohr auspackte, war ich ziemlich verlegen, da ich nicht wußte, ob es zum Essen, zum Trinken, oder nur als Schmuck diente. Nach vielerlei hin und her führte sie es schließlich in mein Ohr ein, und was ich bis jetzt als ein dünnes Pfeifen vernommen hatte, schoß nun wie das Gebrüll eines gereizten Stiers durch meinen Kopf.

»Marian, kannst du mich hören?«

(Ich konnte in der Tat, es war fürchterlich.)

»Marian, kannst du mich hören?«

Sprachlos nickte ich, der grauenvolle Lärm war schlimmer als Roberts Motorrad.

»Dieses herrliche Hörrohr wird dein Leben verändern!«

Schließlich sagte ich: »Um Himmels willen, schrei nicht so, du machst mich ganz nervös.«

»Ein Wunder«, rief Carmella, immer noch sehr erregt, dann aber in etwas ruhigerem Ton: »Dein Leben wird einen anderen Lauf nehmen.«

Wir setzten uns hin und lutschten eine Veilchenpastille, die Carmella mag, weil sie dem Atem einen angenehmen Duft geben. Aus Liebe zu Carmella habe ich mich langsam an diesen ziemlich scheußlichen Geschmack gewöhnt und mag ihn inzwischen sogar gerne. Dann dachten wir über die revolutionären Möglichkeiten des Hörrohrs nach.

»In Zukunft kannst du nicht nur schöner Musik und geistreicher Unterhaltung zuhören, sondern auch ausspionieren, was deine ganze Familie über dich redet. Und das wird gewiß sehr amüsant sein.« Carmella hatte ihre Pastille aufgelutscht und sich eine ihrer kleinen schwarzen Zigarren angezündet, die sie für besondere Gelegenheiten aufhebt. »Natürlich mußt du mit dem Hörrohr sehr

vorsichtig sein, denn wenn sie nicht wollen, daß du hörst, was sie über dich sagen, könnten sie es dir wegnehmen.«

»Warum sollten sie irgend etwas vor mir verbergen?« fragte ich und dachte an Carmellas unheilbare Leidenschaft für das Dramatische. »Ich mache ihnen keine Mühe, und sie sehen mich fast nie.«

»Man kann nie wissen«, sagte Carmella. »Lebewesen unter siebzig und über sieben kann man nicht trauen, es sei denn, es handelt sich um Katzen. Du kannst nicht vorsichtig genug sein. Außerdem, denk doch an den Spaß und die Macht, die es dir gibt, andere reden zu hören, wenn sie glauben, du bist taub.«

»Das Hörrohr können sie kaum übersehen«, sagte ich zweifelnd, »es muß das Horn eines Büffels sein, Büffel sind gewaltige Tiere.«

»Natürlich dürfen sie nicht sehen, wie du es benutzt, du mußt dich irgendwo verstecken und zuhören.« Daran hatte ich noch nicht gedacht, es taten sich tatsächlich unendliche Möglichkeiten auf.

»Also, Carmella, das war wirklich sehr lieb von dir, und diese Blumen-Perlmutter-Einlage sieht entzückend aus, wie aus dem siebzehnten Jahrhundert.«

»Du kannst jetzt auch meinen letzten Brief hören, den ich noch nicht abgeschickt habe, weil ich nur darauf wartete, ihn dir vorzulesen. Seitdem ich im Konsulat das Pariser Telefonbuch gestohlen habe, hat sich mein Tätigkeitsfeld ungeheuer ausgedehnt. Du glaubst nicht, was es in Paris für herrliche Namen gibt. Dieser Brief geht an Monsieur Belvedere Oise-Noisis, Rue de la Rechte Potin, in Paris Ile. Etwas Wohlklingenderes könnte man beim besten Willen kaum erfinden. Ich seh ihn vor mir: ein zarter alter Herr, noch sehr elegant und mit einer

Leidenschaft für tropische Pilze, die er in einem Empire-Schrank zieht. Er trägt gestickte Westen und reist mit purpurfarbenem Gepäck.«

»Weißt du, Carmella, manchmal glaube ich, du würdest eher eine Antwort bekommen, wenn du deine Vorstellungen nicht Menschen aufdrängtest, die du nie gesehen hast. Natürlich ist Monsieur Belvedere Oise-Noisis ein sehr hübscher Name, aber angenommen, der Mann ist fett und sammelt Weidenkörbe? Angenommen er verreist nie und hat kein Gepäck, oder er ist jung und hat einen Hang zur Seefahrt? Ich glaube, du mußt realistischer sein!«

»Marian, du bist manchmal sehr ablehnend, obwohl ich weiß, daß du ein gutes Herz hast. Es gibt aber doch gar keinen Grund, warum Monsieur Belvedere Oise-Noisis etwas so Triviales tun sollte, wie Weidenkörbe sammeln. Er ist gebrechlich, aber unerschrocken, und ich habe vor, ihm einige Pilzsamen zu schicken, damit er die Arten, die ihm vom Himalaya gesandt werden, veredeln kann.«

Dem ließ sich kaum etwas hinzufügen, und Carmella las den Brief vor. Sie gab sich als eine berühmte peruianische Alpinistin aus, die einen Arm verloren hatte, als sie versuchte, einem Grizzlybären-Jungen, das am Rande eines Abgrundes hing, das Leben zu retten. Die Bärenmutter hatte ihr unfreundlicherweise dabei den Arm abgebissen. Carmella fuhr dann fort, alle möglichen Informationen über Hochgebirgspilze zu geben und erbot sich, Proben zu schicken. Meiner Meinung nach setzte sie zu viel als selbstverständlich voraus.

Als ich Carmellas Haus verließ, war es fast Mittag. Das geheimnisvolle Paket trug ich unter meinem Schal versteckt, und ich ging langsam, um Energie zu sparen. Vor

lauter Erregung hätte ich fast vergessen, daß es zum Mittagessen Tomatensuppe gab. Ich habe Tomatensuppe aus der Büchse schon immer sehr gerne gemocht: es gibt sie leider nur selten bei uns.

In meiner freudigen Verwirrung kam ich auf die Idee, durch die vordere Haustür zu gehen, anstatt, wie es meine Gewohnheit ist, den hinteren Eingang zu benutzen. Ein wenig spielte dabei auch der Gedanke eine Rolle, etwas von Muriels Schokolade zu naschen, die sie hinter dem Bücherschrank versteckt hält. Wenn es um Süßigkeiten geht, ist Muriel äußerst kleinlich; sie wäre nicht so dick, wenn sie etwas großzügiger wäre. Ich wußte, daß sie in die Stadt gegangen war, um Schutzdeckchen zu kaufen, die die fettigen Stellen auf den Sesseln verbergen sollten. Ich kann Schutzdeckchen nicht ausstehen und habe lieber abwaschbare Korbsessel, die nicht so deprimierend wirken, wie schmutzige Stoffbezüge. Unglücklicherweise bot Robert gerade im Wohnzimmer zwei Freunden Cocktails an. Alle starrten mich an und schauten dann betreten zur Seite, als ich ihnen erklärte, daß ich nur auf meinem gewöhnlichen Montagsspaziergang gewesen sei. Meine Aussprache ist nicht mehr so gut wie früher, weil ich keine Zähne mehr habe. Ich war aber mit meinem Monolog noch nicht weit gekommen, als Robert mich unsanft beim Arm packte und in den Gang stieß, der zur Küche führt. Offenbar war er wütend. Carmella hat recht, man kann keinem Wesen unter siebzig und über sieben trauen.

Wie gewöhnlich aß ich in der Küche zu Mittag und ging dann in mein Zimmer, um die Katzen Marmien und Tcha-Tcha zu kämmen. Ich kämme die Katzen täglich, um ihr langes Fell hübsch und glänzend zu halten; das Haar, das im Kamm bleibt, bewahre ich für Carmella auf,

die mir versprochen hat, daraus einen Pullover zu stricken, sobald genug beisammen ist. Zwei kleine Marmeladengläser habe ich schon mit dem hübschen weichen Haar gefüllt und Sorge damit auf eine angenehme und billige Weise für warme Winterkleidung. Carmella meint, eine ärmellose Jacke sei ein sehr praktisches Kleidungsstück für kalte Tage. Ich habe jetzt vier Jahre gebraucht, um die zwei Marmeladengläser zu füllen, es mag also noch einige Zeit vergehen, bis ich genügend Wolle für ein vollständiges Kleidungsstück habe. Vielleicht könnte man ein wenig Lamawolle darunter einweben, doch Carmella hält das für Betrug. Rosinas Cousine schenkte mir einmal ein einfaches, indianisches Spinnrad. Ich habe es mit Baumwollresten ausprobiert und hübsche, praktische Seile damit gesponnen. Habe ich erst einmal genug Katzenwolle, dann werde ich wohl auch geschickt genug sein, feines Garn damit zu spinnen. Das hält mich beschäftigt, und ich könnte eigentlich recht zufrieden sein, wäre da nicht diese schreckliche Sehnsucht nach dem Norden. Es heißt, daß man von hier aus den Polarstern sieht und daß er sich nicht von der Stelle bewegt. Ich habe ihn aber noch nie ausmachen können, Carmella besitzt zwar eine Planisphäre, doch deren richtige Anwendung ist uns bislang noch nicht geglückt, und man kann nur so wenige Menschen über diese Dinge befragen.

Nachdem ich mein Hörrohr sorgfältig versteckt hatte, ging ich an meine Nachmittagsbeschäftigung.

Die rote Henne sah aus, als wolle sie noch ein Ei auf mein Bett legen, und wie immer sträubte sich Marmien dagegen, daß ich ihren Schwanz auskämmte. Als Galahad plötzlich in mein Zimmer trat, wäre ich fast vom Stuhl gefallen. Das letzte Mal hatte mein Sohn mich besucht,

als der Wasserbehälter geplatzt war und er mit dem Installateur hereinkam. Murmelnd blieb er an der Tür stehen. Vermutlich sagte er etwas.

Dann stellte er eine Flasche Portwein auf meine Kommode, murmelte wieder etwas und verschwand. Dieses erstaunliche Betragen Galahads stimmte mich bis zum Abend nachdenklich. Es gab ganz einfach keinen Grund für seinen Besuch. Ich hatte nicht Geburtstag, zudem bekomme ich von ihm nie ein Geburtstagsgeschenk; dem Wetter nach zu urteilen, war es auch nicht Weihnachten. Was hatte nur diese merkwürdige Änderung seiner Gewohnheiten ausgelöst?

Zu jenem Zeitpunkt maß ich dem Ereignis wohl noch keine unheilvolle Bedeutung zu. Ich war nur neugierig und erstaunt. Hätte ich dagegen Carmellas Gabe der Menschenbeobachtung besessen, wäre ich wohl schon damals etwas nachdenklicher geworden. Doch auch wenn ich die nachfolgenden Ereignisse vorausgesehen hätte, wäre mir keine andere Wahl geblieben als abzuwarten.

Einen großen Teil meines Lebens habe ich mit meist vergeblichem Warten verbracht. Seit kurzem sind zusammenhängende Gedanken nicht mehr so ganz meine Sache, bei diesem Vorfall jedoch machte ich sogar einen Schlachtplan. Ich wollte die Gründe für Galahads ungewohnte Freundlichkeit herausfinden. Nicht, daß es ihm an den normalen menschlichen Gefühlen fehlt, doch er betrachtet Freundlichkeit gegenüber leblosen Kreaturen als Zeitverschwendung. Vielleicht hat er recht, andererseits finde ich die Agave sehr lebendig, da kann ich wohl auch für mich eine Daseinsberechtigung geltend machen.

Am späteren Abend, nach dem Essen, wartete ich, bis Rosina sich zurückgezogen hatte. Dann packte ich sorg-

fältig mein Hörrohr aus, verließ mein Zimmer und verbarg mich in dem dunklen Gang zwischen Salon und Küche. Diese Tür war immer offen, so daß ich ohne Mühe ein friedliches Familienbild in mich aufnehmen konnte. Galahad saß Muriel gegenüber am Kamin, in dem ein elektrisches Holzschreit lag. Das war aber abgestellt, da es nicht sehr kalt war. Robert saß auf dem engen Sofa und zerriß die Morgenzeitung in Streifen. Die neuen Schutzdeckchen hingen pflichtschuldig über den Sesseln und dem Sofa. Sie waren dunkelbeige und mit Fransen versehen, vermutlich praktisch und leicht zu waschen. Meine drei Familienangehörigen waren in eine Diskussion vertieft.

»Selbst, wenn es nie wieder vorkommen sollte, ist das Resultat unerträglich«, sagte Robert so laut, daß mein Hörrohr vibrierte. »Ich werde es nie wieder wagen, meine Freunde hierher einzuladen.«

»Ich dachte, alles wäre schon entschieden«, antwortete Galahad. »Du brauchst dich doch nicht mehr so aufzuregen, wenn wir alle übereingekommen sind, daß sie viel besser in einem Heim aufgehoben wäre.«

»Du entscheidest immer alles zwanzig Jahre zu spät«, sagte Muriel. »Deine Mutter ist seit zwanzig Jahren eine ständige Sorge für uns gewesen, und du warst so dickköpfig und träge, sie hier bei uns zu lassen, nur um deiner Gefühlsduselei nachzugeben.«

»Muriel, du bist ungerecht«, entgegnete Galahad kläglich, »du weißt, bevor Charles starb, hätten wir nie die Mittel gehabt, sie in ein Heim zu geben.«

»Die Regierung hat Heime für Alte und Kranke«, schnauzte Muriel ihn an. »Sie hätte dort längst untergebracht werden sollen.«

»Wir sind nicht in England«, sagte Galahad. »Die